

Offene Gesellschaft statt Ausgrenzung

Buchpräsentation zur Erinnerung an die NS-„Euthanasie“-Morde

Von Ronja Zöls-Biber

Gibt es Kontinuitäten der Ausgrenzung? Diese Frage wurde im Rahmen einer Buchpräsentation über Erinnerung an die NS-„Euthanasie“-Morde erörtert.

Einen sonnigen Sonntagvormittag mit einer Lesung, die den Titel „Verdrängt – Die Erinnerung an die nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde“ trägt, beginnen? Das klingt nicht gerade nach einem erbaulichen Start in den Tag. Dass eine ernsthafte Auseinandersetzung mit einer bitteren Thematik nicht gleichzeitig auf die Stimmung drücken muss, bewiesen jedoch die Organisatoren und Gestaltenden der Sonntagsmatinee, organisiert vom Zentrum Erinnerungskultur der Universität Regensburg in Kooperation mit der Initiative „Wochen zur Demokratie“, am Langlebenhof. Die Präsentation des Buches durch die Autoren Winfried Helm und Jörg Skriebeleit sowie andere Mitwirkende wurde ergänzt durch Beiträge von Akteuren aus Theater, Musik, Bildender Kunst und Literatur.

Winfried Helm erläuterte eingangs die realgeschichtlichen Vorgänge: Kinder und Jugendliche seien die ersten „Euthanasie“-Opfer gewesen. Die ab 1942 erfolgten Massenmorde in den Vernichtungslagern habe man zuvor an Menschen mit Behinderungen entwickelt. Nicht nur zentral organisierte Ermordungen seien erfolgt, sondern auch die dezentrale „Euthanasie“ in den einzelnen Anstalten, in denen Menschen durch Aushungern, Medikamente und Vernachlässigung ums Leben kamen. „Jeder siebte oder achte von uns hat ein Opfer in der Familie“, machte er das Ausmaß des Tötens deutlich.

Um die Opfer aus der Anonymität zu holen, eröffnete Lisa Gärt-



Buchpräsentation am Langlebenhof (v.l.): Dr. Winfried Helm, Prof. Dr. Jörg Skriebeleit, Caroline Emig, Gertie Harking, „Wochen zur Demokratie“-Organisator Markus Muckenschnabl, Rainer Gellner, Christiane Öttl, Lisa Gärtner, Florian Seidl, Dr. Melanie Hackenfort, Ruth Geiger und Marcel Marsch, Mitglied der Theatergruppe.

– Foto: Zöls-Biber

ner Einblicke in das Leben der jüdischen Familie Silberberg, die auch auf einem Foto auf einer Leinwand zu sehen war. Von dem jüngsten Sohn Helmut, 1936 in die Heil- und Pflegeanstalt Haar eingewiesen, liegen nicht nur die Krankenakte vor, sondern auch persönliche Dokumente. Noch 1938 schrieb er seiner Mutter, dass er sich in der Einrichtung geschützt fühle, später bittet er sie, ihn abzuholen. Schließlich wurde er in die Tötungsanstalt Hartheim bei Linz deportiert.

Über Konjunkturen der Erinnerung referierte Jörg Skriebeleit. Dabei hob er hervor, dass sämtliche Einrichtungen nach 1945 weitergeführt worden seien – mit institutionellen, strukturellen und teils personellen Kontinuitäten. Zwar habe es vereinzelt Gedenktafeln an den Anstalten gegeben, doch bis in die 70er-Jahre hinein finde es keine expliziten Worte für das Geschehene. Erst 1979, als die US-Serie „Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss“ außer

in Bayern auf allen dritten Programmen lief, seien die Verbrechen der Nazis in die deutschen Wohnzimmer getragen worden. Dies habe immensen Einfluss auf die Beschäftigung mit den Morden in den Anstalten gehabt.

Caroline Emig beschäftigte sich mit dem Thema NS-„Euthanasie“ in der Kunst und stellte die Autorin Helga Schubert und ihr Werk „Die Welt da drinnen“ vor, eine Mischung aus Dokumentation und Fiktion, das von der Innen- und Außenwelt von 179 realen Patienten der Schweriner Nervenklinik erzählt. Das Buch sei vom Verlag nie beworben worden. Erst als Helga Schubert mit einem anderen Werk 2020 den Ingeborg-Bachmann-Preis erhielt, habe es erstmals Aufmerksamkeit für „Die Welt da drinnen“ gegeben. Nach einem persönlichen Gespräch mit der Autorin trug Caroline Emig die gewünschten Botschaften Helga Schuberts vor: „Sie will vor Diktaturen warnen und die vielschichtige Angehörigenperspektive ver-

mitteln.“ Der einzige Schutz Hilfsbedürftiger sei die offene Gesellschaft und „Das Leben gehört einem selbst“ – dies betonte sie auch in Hinblick auf den Umgang mit Alten und Pflegebedürftigen.

„Drah dei Gsicht ins Liacht“ – mit diesem Lied führte Musikerin Christiane Öttl, die die Matinee mit Gesang und Keyboard umrahmte, in den zweiten Teil der Veranstaltungen über und läutete damit auch einen Stimmungswechsel ein. Denn nun kamen in einem Gespräch auf der Bühne Menschen zu Wort, die Antworten auf die Frage zu geben versuchten: „Gibt es Kontinuitäten der Ausgrenzung?“ Neben Florian Seidl, der als beeinträchtigter Mensch in einer Theater-Gruppe mitwirkt, erzählten Ruth Geiger, Rainer Gellner, Gertie Harking und Christiane Öttl von ihren Erfahrungen aus der künstlerischen Arbeit mit behinderten Menschen, wobei Winfried Helm ausdrücklich die Verwendung des Begriffs „behin-

dert“ unterstützte, denn „dieser Begriff stimmt doppelt: Behinderte sind behindert aufgrund ihrer körperlichen oder geistigen Einschränkung und werden auch behindert“.

Allen gemeinsam ist, dass sie die Zusammenarbeit mit diesen Menschen als Bereicherung empfinden. Ruth Geiger, die auch in der Montessori-Schule tätig ist, sprach von „überschäumender Freude“, wenn man sich nach längerer Pause in der Theatergruppe wiedersehe, und andererseits von „poetischen Momenten“: „Die sogenannten Normalen und die sogenannten nicht Normalen – wir sind alle ganz liebe Leute.“ Die Malerin und Kunsttherapeutin Gertie Harking erzählte, wie sie erst mal lernen musste, was sie mehrfach behinderten Menschen zumuten kann, wie sie in der Malerei ihre Gefühle verorten und es bei der Arbeit auch Tränen gegeben habe, aber dass sie selbst sich auch gefreut habe, von ihnen angenommen zu werden – einmal

mit den Worten: „Das ist die Gertie, das ist eine von uns.“ Und Christiane Öttl betonte die Leichtigkeit, die sie im Umgang erfahren habe: „Es war einfach immer sehr lustig.“ Rainer Gellner, der wie Christiane Öttl mit beeinträchtigten Menschen Musik macht, lobte deren Ehrlichkeit, von der wir lernen könnten. „Schade ist, dass sie immer nur unter sich sind. Die meisten Leute kennen ja gar keinen behinderten Menschen.“ Auch Moderatorin Melanie Hackenfort stellte dieses Problem mehrmals in den Raum. Auch sie selbst treffe so gut wie nie behinderte Menschen: „Wie kann man das ändern?“

Ein großes Problem ist laut Rainer Gellner, dass nicht alle Kinder in die gleiche Schule gehen. In Italien etwa gebe es keine Sonderschulen, daher kenne beinahe jeder Italiener beeinträchtigte Menschen aus der Schule. Dafür brauche es dort aber natürlich zusätzliches Personal. Und er stellte noch ein Phänomen vor, das den Wenigsten bewusst ist: Vor 100 Jahren habe es viele Jobs für geistig behinderte Menschen gegeben. Heute machen Maschinen diese Arbeit. Die Zukunft verspreche hier keine Verbesserung. Andererseits haben körperlich behinderte Menschen aktuell ein gutes Los, da sie aufgrund der Digitalisierung mehr Arbeitsanforderungen erfüllen können.

Was wünschen Sie sich, Florian? So lautete die letzte Frage der Veranstaltung. „Dass wir akzeptiert und wie normale Leute aufgenommen werden.“ – Wenn wie an diesem Sonntag „Normale“ und „nicht Normale“ zusammenkommen, einander zuhören und sich anlächeln, könnte man fast meinen, dieser Wunsch kann so unerfüllbar nicht sein. Und so schließt Christiane Öttl auch mit Louis Armstrongs Titel „What a wonderful world“ – und alle singen mit.